

RESSORTS

STREIT
LEIDENSCHAFTEN
DIE REPORTAGE
DIE STADT UND ICH
WIESE UND WELTALL
BEL ETAGE
KROSSMEDIA

KOLUMNEN
ABSEITS
MENSCH AUF MENSCH
SÜSSAUER
LIECKFELDS TIERLEBEN
WELTISWORTWECHSEL

AUTOREN

TILL BASTIAN
DOMINIK BAUR
SABINE BÖHNE
TOM DAUER
EMANUEL ECKARDT
SUSANNE FISCHER
HEINRICH JAENECKE †
ILONA JERGER
FRITZ-JOCHEN KOPKA
CLAUS-PETER LIECKFELD
PHILIPP MAUSSHARDT
WOLFGANG MICHAL
ULLA PLOG
MARTIN RASPER
MONIKA RÖSSIGER
TOM SCHIMMECK
MICHAEL SCHOPHAUS
ALFRED WELTI
ERDMANN WINGERT
FELIX ZIMMERMANN

BEL ETAGE

„Ich war nie ein Cineast“

Mario Adorf im Interview

Von Dominik Baur



Schauspieler Adorf: „Ich habe mich nie analysiert“ (Foto: Dominik Baur)

Auf eine derart lange Film- und Fernsehkarriere können in Deutschland nicht viele zurückblicken. Fernsehen habe er schon gemacht, da habe es noch gar kein Fernsehen gegeben, erzählt Mario Adorf im MAGDA-Interview. Und erklärt, warum man manchmal auch einem Francis Ford Coppola einen Korb geben muss.

München, Maxvorstadt. Eine geschmackvoll eingerichtete Altbauwohnung nicht weit vom Siegestor. Ein aufmerksamer älterer Herr reicht Espresso und Kekse. Älterer Herr? Kann man bei einem 82-Jährigen nicht von einem alten Mann sprechen? Nein, denn der Mann ist Mario Adorf.

MAGDA: Herr Adorf, waren Sie schon mal auf einer Oscar-Verleihung?

Adorf: Ja, ich war sogar schon mal *unter* einer Oscar-Verleihung. Das muss 1960 oder 1961 gewesen sein. Da wurde der Oscar im Hilton verliehen – wo ich gerade wohnte. Und ich konnte abends nicht zur Tür hinausgehen, weil da all die schreienden Mädchen und Kameras waren, wenn auch in viel kleinerem Rahmen als heute. Als ich zum Italiener essen gehen wollte, musste ich deshalb zum Hintereingang raus. Dafür musste ich durch das Kellergeschoss. Und da hörte ich über mir die Feier, den Applaus.

MAGDA: Hat Sie das damals beeindruckt?

Adorf: Nein, was mich beeindruckt hat, war etwas anderes: Als ich durch diesen Keller ging, kam ich an einem großen Spiegel vorbei. Vor diesem Spiegel stand ein Mann, der sein Toupet fixierte. Und dieser Mann war Gene Kelly. Dieser wunderbare Tänzer, dieser tolle Mann, steht da unten und macht sein Toupet fest. Irgendwie hat er mir leid getan. Diese Szene hat mich beeindruckt.

MAGDA: Sie waren aber später noch mal bei einer Oscar-Verleihung.

Adorf: Ja, als die Blechtrommel einen Oscar bekommen hatte; aber das war eher unerfreulich. Man hat vor allem gemerkt, wie unwichtig dieser „Ausländer-Oscar“ für die Amerikaner ist. Hier wurde das natürlich groß gefeiert, aber da drüben war das mehr so ein Pausenfüller, während die Gäste eine Zigarette rauchen gingen. Und ich war noch nicht mal eingeladen. Ich hab' mir meinen Flug selber gezahlt, kriegte von meinem Agenten eine Eintrittskarte – in der 23. Reihe oder so. Und für die Party im Anschluss hatte ich keine Karte. Der Regisseur Volker Schlöndorff wollte mich mitnehmen, aber ich kam nicht rein. Wenn ich mich recht erinnere, hat meine Frau dann zwei Eintrittskarten auf der Toilette gefunden. Sonst wären wir gar nicht auf die Party gekommen. Eine Oscar-Nominierung hat übrigens schon „Nachts, wenn der Teufel kam“ bekommen.

MAGDA: Ein Film von 1957. In der Rolle des Serienmörders Bruno Lüdke ist Ihnen damals der Durchbruch als Filmschauspieler gelungen.

Adorf: Genau. Und im Jahr drauf gab es eine Oscar-Nominierung. Erfahren hab' ich davon allerdings erst drei Monate nach der Verleihung. Das ist schwer zu glauben, aber vom Oscar hat damals noch keiner geredet. Das kann man mit heute gar nicht vergleichen.

MAGDA: Wann haben Sie selbst Ihre Faszination für den Film entdeckt? Kann man sich das so vorstellen, dass der kleine Mario schon als Kind mit offenem Mund im Kino gesessen hat?

Adorf: Ich war mein ganzes Leben lang nie ein Cineast. Ich war immer ein Kinogänger. Das hat angefangen mit sechs oder sieben Jahren, da habe ich zum ersten Mal einen Film gesehen. Mit Spencer Tracy in der Hauptrolle. Aber ich wäre damals nie auf die Idee gekommen, dass Schauspielerei ein Beruf für mich sein könnte. Ich bin in Mayen, einer Kleinstadt in der Eifel, aufgewachsen, da gab es noch nicht einmal ein Theater. Merkwürdig ist jedoch, dass mir meine ehemaligen Klassenkameraden bei unserem ersten Abiturtreffen nach 25 Jahren gesagt haben: Das hat uns überhaupt nicht überrascht. Das war für uns ganz klar, dass du Schauspieler wirst. Und ich hab' sie gefragt: Ja, warum habt ihr mir das nicht gesagt? Ich habe lange gebraucht, um das zu merken.

NEU

STREIT 12.10.2016
Sisyphos und Erben
Warum gibt es eigentlich eine Opposition in Bayern?
Von Dominik Baur

LEIDENSCHAFTEN 11.01.2017
Der Volltreffer von Eppendorf
Liebeserklärung an eine Kneipe
Von Michael Schophaus (Text) und Frank Dietz (Fotos)

DIE REPORTAGE 06.08.2014
Wohlbedacht
Wie ein Norddeutscher mittellosen Kambodschanern hilft
Von Claus-Peter Lieckfeld

DIE STADT UND ICH 01.03.2014
Kein Platz für den Gründer des Freistaates
Warum sich Bayern mit Kurt Eisner so schwer tut
Von Claus-Peter Lieckfeld

WIESE UND WELTALL 12.12.2014
Ungewöhnlicher Einsatz an der Costa del Sol
Hebammendienste am Ufer
Von Monika Roßiger

BEL ETAGE 14.04.2015
Mach's gut und danke für den Fisch!
Günter Grass in Portugal
Von Emanuel Eckardt

KROSSMEDIA 12.01.2015
Mut und Risiko
Von Hunden und der Freiheit der Satire
Von Emanuel Eckardt

MAGDA: Und wann haben Sie es gemerkt?

Adorf: Den eigentlichen Ausschlag hat das Studententheater gegeben. Ich habe in Mainz studiert und bin dort mit dem Theater in Berührung gekommen. Anfangs noch ganz ohne den Ehrgeiz, dort mitzuspielen. Ich habe Plakate entworfen, sogar Bühnenbilder – und erst dann habe ich irgendwann gesagt: Ach, die kleine Rolle könnte ich vielleicht auch spielen. Von Mainz bin ich dann nach Zürich gegangen, wo ich als Komparse am Schauspielhaus gespielt habe, um Geld zu verdienen. Und von dort später nach München. Dort bin ich auf der Wohnungssuche in der Ledererstraße an der Falckenbergschule vorbeigekommen. Da bin ich reingegangen, und die haben mich dann genommen.

MAGDA: Das klingt ja einfach. Ihr Schicksal scheint von vielen Zufällen geprägt zu sein.

Adorf: Einer meiner Lehrer war der große Schauspieler Peter Lühr. Als ich dem erzählt habe, wie ich zufällig in die Schauspielerei gestolpert bin, sagte der: „Adorf, Zufall ist gar nichts. Das ist Fügung!“ Das fand ich ein schönes Bild; das hat mir dann auch besser gefallen als der Zufall.

MAGDA: Sie haben dann an der renommierten Otto-Falckenberg-Schule in München das Theaterhandwerk gelernt. Wie kam es, dass dann später Film und Fernsehen doch die wesentlich wichtigere Rolle in Ihrer Karriere gespielt hat?

Adorf: Ich hatte nach der Schauspielschule direkt einen Vertrag an den Kammerspielen und war da sechs Jahre lang Ensemble-Mitglied. Und schon nach einem Jahr Schule kam der erste Film. Kann man auch wieder sagen: Zufall. Ein Schulkollege von mir, Dieter Kirchlechner, später auch ein bekannter Schauspieler und Regisseur, der hat mich damals mitgenommen zum Stichwortgeben bei einem Vorsprechen für „08/15“, diese ersten Militärfilme damals. Aber der Regisseur hat nicht ihn, sondern mich genommen. So kam ich dann schon sehr früh zum Film.



„Ich glaube nicht an die totale Verinnerlichung einer Rolle“ (Foto: Dominik Baur)

MAGDA: Und auch zum Fernsehen...

Adorf: Ich war schon beim Fernsehen, da gab es noch gar kein Fernsehen. 1953 gab es noch Testsendungen. Und da hat der Regisseur Schauspielschüler gesucht, die für fünf Mark bei Testaufnahmen mitmachen. Das wurde damals noch live gesendet. Ganze Stücke, abends viertel nach acht. Ich bin also ein Fernsehschauspieler der ersten Stunde.

MAGDA: Was macht einen guten Schauspieler aus?

Adorf: Ich glaube, sehr viel ist Handwerk. Aber dieser letzte kleine Unterschied, der einen sehr guten von einem guten Schauspieler unterscheidet, da spielt dann vielleicht doch noch so etwas wie Talent mit. Ich habe mich aber als Schauspieler nie analysiert. Ich will nicht wissen, wie ich funktioniere, um das dann gezielt und bewusst einzusetzen. Mir war es immer wichtiger, Rollen mit viel Bauchgefühl anzugehen.

MAGDA: Kann man so eine Rolle einfach ablegen und Feierabend machen?

Adorf: Ich erinnere mich, dass meine Mutter, als ich den Massenmörder Bruno Lüdke gespielt habe, immer abends beim Essen sagte: Wie isst du denn? Ich bin damals in meinem Gehabe offenbar nicht ganz aus meiner Figur herausgetreten und habe den Löffel mit der Faust gehalten. Aber in Wirklichkeit glaube ich nicht an die totale Verwandlung oder die komplette Verinnerlichung einer Rolle. Das darf auch gar nicht passieren. Am Theater haben wir gelernt, auf Knopfdruck von einer Rolle in die andere zu springen. Ich habe manchmal an einem Tag drei Rollen hintereinander gespielt. Oder sogar zwei Rollen an einem Abend. Dann bin ich von der Kammerspielbühne rüber ins Werkraumtheater gelaufen und habe mich unterwegs umgezogen.

MAGDA: Wenn man ein Schauspieler von Ihrem Kaliber und mit Ihrer Erfahrung ist: Besteht dann nicht die Gefahr, dass man sich von so einem jungen Regisseur, der vielleicht gerade mal seinen dritten Film macht, nichts sagen lassen will?

Adorf: Nein, ich respektiere die Arbeit des Regisseurs. Er ist schließlich der, der den ganzen Film im Kopf hat. Ich konzentriere mich ja auf meine Rolle. Ich kann nicht immer wissen, was für die Geschichte wichtig ist. Deshalb kann mir der Regisseur auch sagen, wie ich etwas zu spielen habe. Manchmal bringe ich natürlich auch eigene Ideen mit ein, die dann der Rolle dienen – oder in seltenen Fällen sogar dem Film. Aber so weit geht mein Anspruch in der Regel gar nicht.

MAGDA: Sind die guten Regisseure, die die Ihren Schauspielern viel Freiheit geben, oder die, die genau wissen, was sie wollen, und davon kein bisschen abweichen wollen?

Adorf: Ich habe beides erlebt. Fritz Kortner war ja zum Beispiel einer, der es ganz genau so haben wollte, wie er es im Kopf hatte. Und wenn das Vorgespielte so einzigartig war wie bei ihm, dann lässt man sich das auch gern gefallen. Sonst ist es aber schon schöner, wenn einem der Regisseur Spielraum lässt.

MAGDA: Helmut Dietl, mit dem Sie ja auch zusammengearbeitet haben, erzählt in Interviews gern, dass er von seinen Schauspielern nur will, dass sie den Film genau so umsetzen, wie er ihn bereits im Kopf hat.

Adorf: Das ist richtig. Aber das mochte ich auch an ihm. Er hat eine so mutige Phantasie. Dietl hat diese sehr kritische und anspruchsvolle Haltung. Er besteht sehr lange darauf, dass es noch besser geht. Er treibt die Schauspieler immer weiter. Ich finde das gut. Viel besser, als wenn sich einer gleich zufrieden gibt.

MAGDA: Haben Sie bedauert, dass Sie bei seinem letzten Film „Zetti“ nicht dabei waren?



Fernsehlegende Adorf: „Dem deutschen Film geht es gut“ (Foto: Dominik Baur)

Adorf: Ich habe mit Dieltl über Jahre hinweg immer wieder über diesen Film gesprochen. Und da war klar, dass ich darin eine Rolle bekommen soll. Damals wusste er noch gar nicht, ob es jetzt ein Berliner „Kir Royal“ oder ein Berliner „Rossini“ werden würde. Und ich muss ehrlich sagen: Ich war dann zuerst schon ein bisschen beleidigt. Selbst wenn es nur eine kleine Reminiszenz auf den Haffenloher aus „Kir Royal“ gewesen wäre, das hätte dem Film nicht schaden müssen. Aber als ich dann gehört habe, dass der Film weder sehr erfolgreich noch besonders gelungen war, war ich doch ganz zufrieden, dass ich nicht dabei war. Ich habe ihn selbst aber nicht ganz gesehen.

MAGDA: Sie haben mit vielen berühmten Regisseuren zusammengearbeitet – gab es einen, der Ihnen der liebste war, den Sie wirklich bewundert haben?

Adorf: Nein. Ich habe den Billy Wilder sehr gemocht. Aber bei der Arbeit war er sehr amerikanisch. Da gab es keine Möglichkeiten, etwas lustvoll auszuprobieren. Das war harte Arbeit. Aber das ändert nichts an meiner Bewunderung und meiner Zuneigung für ihn. Und so hatte fast jeder seine guten und seine nicht so ganz guten Seiten. Selbst bei dem über alles geliebten und bewunderten Kortner, habe ich gelitten. Das war manchmal eine ziemliche Quälerei.

MAGDA: Hätten Sie denn gern einen Regisseur gehabt, der Ihren Weg begleitet – so wie es Elia Kazan für Marlon Brando war oder Federico Fellini für Marcello Mastroianni?

Adorf: Mastroianni und Fellini, das ist natürlich ein extremer Fall. Das war ja eine regelrechte Alter-Ego-Beziehung. Aber dass ein Brando einen Kazan hatte, oder ein Robert De Niro einen Martin Scorsese, das habe ich bewundert, nicht wirklich beneidet. Naja, ein bisschen vielleicht doch. Das ist aber kein Verlust, den ich empfinde. Sondern nur so ein Gedanke, dass es doch ganz schön gewesen wäre, einen Regisseur zu haben, mit dem man Projekte weiterführt. Doch das hat sich nicht ergeben.

MAGDA: Immerhin: Es gab auch so genug wichtige Regisseure, die mit Ihnen arbeiten wollten.

Adorf: Wobei ich viel weniger das Gefühl hatte, dass ich gewünscht wurde, als dass ich gebraucht wurde. Ein Regisseur kann sagen: Den will ich unbedingt haben, weil der so toll ist, oder er kann sagen: Wer soll das denn spielen? Das kann doch eigentlich nur der Adorf spielen. Dieses Gefühl hatte ich sehr viel häufiger. Aber das ist natürlich auch nicht unschmeichelhaft.

MAGDA: Francis Ford Coppola wollte auch mal mit Ihnen arbeiten – im „Paten“. Warum kam es nicht dazu?

Adorf: Coppola hat mir das Buch zu lesen gegeben und mich gefragt, ob ich eine Rolle darin gefunden hätte, die mich interessieren würde. Da habe ich wahrheitsgemäß gesagt: Ja, den Sonny Corleone. Und als Coppola meinte, den spiele schon James Caan, sagte ich natürlich: James Caan, das ist doch kein Sohn von Marlon Brando! Schauen Sie mich an! Ich bin der Sohn von Marlon Brando, ich kann das spielen. Ob ich denn keine andere Rolle gefunden hätte, fragte Coppola. Und ich sagte: Nein.

MAGDA: Und so haben Sie die Chance verspielt, im „Paten“ mitzuspielen, einem absoluten Klassiker der Filmgeschichte.

Adorf: Ja, das war vielleicht nicht sehr klug. Aber was hätte ich sagen sollen? Es gab da keine andere Rolle, die mich interessiert hätte. Hätte ich eine nennen sollen, nur damit ich heute sagen kann: Ich habe beim „Paten“ mitgespielt, da war ich dieser dritte Mörder, der mit der Schlinge? Nein, ich habe meine Ehrlichkeit nicht wirklich bedauert.

MAGDA: Kriegen Sie viele Rollen angeboten, die Sie ablehnen?

Adorf: Ja. Das war schon immer so. Wenn man jung ist, kriegt man ja sehr viel angeboten. Früher war so eine Faustregel: Nach neun Absagen muss man auch mal wieder eine zusagen.

MAGDA: Ihr Repertoire beinhaltet etliche Figuren, die heute noch jeder kennt. Wenn man mal davon absieht, dass Sie Winnetous Schwester erschossen haben, kommen einem sofort Alfred Matzerath aus der „Blechtrömmel“, Heinrich Haffenloher aus „Kir Royal“ und „Der große Bellheim“ in den Sinn. An welche dieser Rollen erinnern Sie sich am liebsten?

Adorf: Wenn Sie mich so fragen, wäre das wohl der Haffenloher. Den Bellheim möchte ich gar nicht so hoch hängen, da gefallen mir andere, weniger bekannte Rollen, die ich gespielt habe, besser. Und der Matzerath war sicher eine sehr wichtige Rolle, aber mein Herz würde dann noch mehr am Haffenloher hängen – obwohl es eine viel kleinere Rolle war. Der hat eine große Wirkung gehabt, und es war eine große Befriedigung. Die Rolle hatte ein ganz bestimmtes Profil. Jetzt wo ich darüber nachdenke: Das hat sicherlich damit zu tun, dass Haffenloher – wie ja auch Matzerath – eine Dialektrolle war. Die liebsten Rollen waren mir, glaube ich, immer die im Dialekt. Mit Dialekt lässt sich offenbar mehr transportieren als mit dem Hochdeutschen.

MAGDA: Ihr wohl berühmtestes Zitat sagt Haffenloher. Ist Ihnen das auch schon mal passiert, dass jemand versucht hat, Sie mit seinem Geld zuzuscheißen?

Adorf: Nein, das ist mir selber noch nicht passiert. Ich war höchstens der Täter.

MAGDA: Und dass Sie Rollen nur wegen des Geldes angenommen haben?

Adorf: Ich müsste lügen, wenn ich sagen würde „nein“. Aber ich habe nie wegen des Geldes eine Rolle in einem Film übernommen, von dem ich dachte, es würde ein schlechter Film.

MAGDA: Haben Sie trotzdem schon Angebote angenommen, wofür Sie sich heute schämen?

Adorf: Es gibt einen Film, für den ich mich vielleicht schämen könnte. Aber den habe ich nicht wegen des Geldes gemacht, sondern als Freundschaftsdienst. Der Film hieß „Als die Frauen noch Schwänze hatten“, ein italienischer Film von 1970 mit Senta Berger in der Hauptrolle. Da hat sich ein amerikanischer Darsteller umgebracht, und der Regisseur kam zu mir und fragte mich, ob ich einspringen könnte. Da konnte ich nicht „nein“ sagen. Aber ich glaube, das war ein schlimmer Film. Da habe ich mir schon ganz am Anfang gedacht: „Augen zu und durch!“

MAGDA: Sie haben die deutsche Filmgeschichte zum großen Teil selber aktiv miterlebt. Wie würden Sie die Lage des deutschen Films heute beschreiben?

Adorf: Dem deutschen Film geht es gut. Ich mag es nur nicht, wenn zu viel gejubelt wird. Zur „Rossini“-Zeit habe ich mal einen Artikel geschrieben, der hieß „Rossini im Kopf“, also „Rosinen im Kopf“. Ich habe davor gewarnt, den Aufschwung des jungen deutschen Films zu überschätzen. Wir sind ein kleines Land mit einer kleinen Sprache, wir können nicht mit Hollywood mithalten. Wir können nur schöne, kleine, deutsche Filme machen. Und ich kann nur sagen: Es ist schön, dass es in Deutschland wieder neue junge Regisseure gibt, die sehr interessante Filme machen. Und ich freue mich, dass ich da noch dabei sein kann. Es ist wirklich eine Ehre, was ich jetzt noch für tolle Rollen angeboten bekomme. Gerade hat der Dreh zu einem sehr schönen Filmprojekt begonnen.

MAGDA: Was spielen Sie da?

Adorf: Der Film heißt „Der letzte Mensch“. Im Jiddischen bedeutet ja das „Menschsein“, dass man ein guter, ein besonderer Mensch ist. Mir hat mal ein jüdischer Bekannter gesagt: „Adorf, Sie sind a Mensch!“ Das war ein sehr großes Kompliment. In dieser Geschichte nun geht es um die Suche eines alten Juden, der im KZ war und keine Angehörigen mehr hat. Um ein jüdisches Begräbnis zu bekommen, muss er nun jemanden finden, der bezeugen kann, dass er Jude ist. Er hat zwar diese Nummer auf dem Arm eintätowiert, aber der Rabbi sagt bloß: „Was meinen Sie, wie viele Leute diese Nummer haben? Sogar SS-Leute haben sie sich am Kriegsende schnell als Alibi machen lassen.“ Und dann beginnt für den alten Juden eine Reise – nach Ungarn, nach Rumänien, es ist fast ein kleines Roadmovie. Eine sehr anrührende Geschichte, aber in ihrer Erzählweise zugleich auch heiter, nicht so heavy, wie Holocaust-Geschichten sonst oft sind.

MAGDA: Sie leben in St. Tropez und München, sind schon in der ganzen Welt rumgekommen, Ihr Vater war Italiener, Ihre Mutter halbe Elsässerin. Was bedeutet der Begriff „Heimat“ für Sie?

Adorf: Heimat ist kein allzu großer Begriff für mich. Mein kalabrisches Erbe spielt für mich keine Rolle. Aber ich habe ein Heimatgefühl, wenn es um die Eifel geht. Da bin ich aufgewachsen, da komme ich her. Die Sprache, die Landschaft, die Steine, die Menschen – das ist für mich Heimat, da fühle ich mich wohl. Aber nicht in dem Sinne, dass ich dort leben oder meine Tage beschließen möchte. Dafür bin ich zu sehr Kosmopolit.

MAGDA: Wenn morgen Ihr Leben verfilmt würde, welchen Schauspieler würden Sie dann am liebsten in der Rolle des Mario Adorf sehen?

Adorf: Gott sei Dank gibt es da keinen. Die haben ja alle keine Ähnlichkeit mit mir. Allenfalls vielleicht der Christoph Waltz? Der kann ja so vieles spielen...

Mit ... teilen:   

 Artikel empfehlen
 Drucken